



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Über die Germania des Tacitus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Über die Germania des Tacitus



achdem der vierte Band von Müllenhoffs großem Lebenswerke, der deutschen Altertumskunde, der den Kommentar zu des Tacitus Germania enthält — nach des Verfassers Tode und mit dem Abschluß des Jahrhunderts —, erschienen ist, scheint auf dem Gebiet der Germaniaforschung, Einzelheiten natürlich abgerechnet, ein gewisser Stillstand eingetreten zu sein. Somit dürfte denn der Zeitpunkt gekommen sein, wo es angezeigt ist, auch einem weiteren Leserkreise etwas von dem Ergebnis dieser umfangreichen und tief gehenden Forschungen mitzuteilen. Nicht als ob es beabsichtigt wäre, einen Auszug aus dem Ganzen zu geben oder den Text der Germania kapitelweise durchzugehen — dazu fehlt schon der Raum, abgesehen davon, daß es den Leser ermüden würde —, nur was in der groß angelegten Einleitung des Werks ausgeführt ist, soll hier zur Sprache kommen, insbesondre die Fragen erörtert werden, was Tacitus mit seiner Germania gewollt und beabsichtigt hat, welche Quellen er benützt hat, welche Glaubwürdigkeit ihm zukommt, endlich welche Schicksale die Schrift im Laufe der Zeit erlebt hat. *)

Es hat lange Zeit als eine ausgemachte Wahrheit gegolten, Tacitus habe seine Schrift über Deutschland in der Absicht abgefaßt, seinen Landsleuten, den Römern, in der Schilderung des germanischen Lebens einen Spiegel vorzuhalten, worin sie die Entartung ihrer eignen Zustände hätten erkennen sollen. Darin liegt unzweifelhaft ein Stück Wahrheit. Denn es fehlt nicht an bittern Ausfällen, Seitenhieben und Anspielungen auf die in Rom herrschende Verderbnis der Sitten, auf die Habgier, die Zerrüttung des Familienlebens, den Luxus und was dergleichen mehr ist, und die Einfachheit und die vermeintliche Reinheit der germanischen Sitten wird an mehreren Stellen nachdrücklich betont. Aber solche Anschauungen lagen nun einmal in der Stimmung der Zeit. Die Neigung, die Völker des Nordens in einer idealen Beleuchtung zu betrachten, war im Grunde ein altes Erbe, das die Römer von den Griechen übernommen hatten. Die ersten Ansätze dazu finden sich schon in der Homerischen Dichtung; es sind zunächst die fabelhaften Hyperboreer, von denen man erzählte, daß sie in seliger Unschuld dahinlebten, dann die Skythen, und zuletzt, als sie mehr und mehr in den Gesichtskreis der römischen Kulturwelt traten, die frischen und unverdorbenen Naturvölker Germaniens.

*) Die Bezeichnung Germania findet sich erst in jüngern Handschriften. In den besten Handschriften lautet der Titel der Schrift: *de origine et situ Germanorum*, eine andre Handschrift erweitert ihn noch durch den Zusatz: *moribus ac populis*.

Proben solcher Stimmungen begegnen uns unter anderm in der Dichtung des Virgil und des Horaz: vollends zur Zeit des Tacitus, wo der Pessimismus wie ein schleichendes Gift um sich fraß, wo man deutlicher und deutlicher zu ahnen begann, daß das römische Reich dereinst unter den Schwertschlägen der Germanenkrieger zusammenbrechen werde, war diese sentimentale Auffassung mehr als je verbreitet, und man kann denken, daß namentlich in den Rhetorenschulen, wo die römische Jugend damals ihre Bildung empfing, Themata aus diesem Ideenkreise mit Vorliebe behandelt wurden. Da ist es denn kein Wunder, daß Stimmungen von der Art der oben geschilderten, die übrigens periodisch in der Geschichte wiederkehren — man braucht nur an das Natur-*evangelium* Jean Jacques Rousseaus zu denken —, daß solche Stimmungen auch in einem Buche zum Vorschein kommen, das ausschließlich den Sitten und Zuständen des vermeintlichen Idealvolks gewidmet war, und daß die Kontraste zwischen Natur und Kultur, die sich aus der Vergleichung des Germanentums und des Römertums ganz von selbst ergaben, zu Ungunsten des Römertums mit mehr oder minder starken Accenten hervorgehoben werden. Dennoch aber reichen diese Voraussetzungen nicht aus, die Abfassung der Schrift des Tacitus über Deutschland völlig zu erklären. Hätte ihr Autor nichts andres gewollt, als durch die Beleuchtung solcher Gegensätze als Bußprediger oder als Dichter zu wirken, so würde das Buch zweifellos ein andres Aussehen bekommen haben. Dann wäre mutmaßlich der zweite Teil der Schrift, der von der geographischen Lage und den Zuständen der einzelnen Stämme, besonders der des östlichen Germaniens handelt, und manches andre weggefallen; aber auch die handgreiflichen Fehler der Germanen, ihre Trunksucht, ihre Spielwut, ihre Kauflust, ihre Trägheit hätten verschwiegen oder wenigstens gemildert werden müssen.

Andre haben gemeint, die Germania sei eine Episode eines größern Werks, der Historien, in denen bekanntlich die römische Geschichte vom Tode Neros an dargestellt ist, oder wenigstens eine Art Vorwort dazu. Aber auch diese Ansichten sind leicht zu widerlegen. Zwar giebt es ausführliche Episoden in den Schriften des Tacitus, wie z. B. im *Agricola*, wo über das Land und das Volk der Briten gehandelt wird, oder in den Historien, wo in eingehender Weise die Zustände und die Geschichte des jüdischen Volks beleuchtet werden, aber zu glauben, daß die 46 Kapitel der Germania mit ihren reichen Details und ihrer wohlernannten Komposition als eine bloße Episode eines größern Werks auch nur gedacht seien, heißt die schriftstellerische Kunst des Tacitus allzu sehr verkennen. Aber auch als ein Vorwort zu den Historien kann die Germania nicht angesehen werden, weil sie keinerlei Hinweis auf das größere Werk enthält; vielmehr ist sie eine selbständige, in sich abgeschlossene Publikation, die allerdings zum Teil aus Vorstudien zu einem größern Werk hervorgegangen sein könnte.

Welche Absicht hat denn aber Tacitus in Wirklichkeit bei der Abfassung seines Buches über Deutschland verfolgt? Nach Müllenhoffs Meinung ist sein Zweck hauptsächlich ein politischer gewesen. Um dies darzuthun, geht Müllenhoff

von der Voraussetzung aus, die allerdings der Gewißheit nahezu gleichkommt, daß die Germania im Jahre 98 veröffentlicht worden ist. Am 27. Januar dieses Jahres war Kaiser Nerva aus dem Leben geschieden, nachdem er den Spanier Trajan adoptiert, zum Mitregenten ernannt und zum Konsul designiert hatte. Zu der Zeit des Regierungswechsels hielt sich der neue Imperator an der Ostgrenze des Reiches, in Köln auf, weil die Verhältnisse hier infolge der Mißregierung Domitians in arge Verwirrung geraten waren. Abhilfe zu schaffen war allerdings Trajan der rechte Mann. Er stellte vor allem die unter Domitian gänzlich verfallene Mannszucht bei den Truppen wieder her und erreichte ohne größere kriegerische Unternehmungen, daß sich die auffälligen Germanenstämme der Autorität des römischen Namens wieder fügten und, wie Plinius in seiner Lobrede auf den Kaiser Trajan hervorhebt, vor dem Tribunal des römischen Imperators erschienen, um seine Entscheidungen entgegenzunehmen. Die Befestigungen der Rheinstädte wurden verstärkt, und die colonia Trajana, das jetzige Xanten, gegründet, die Anzahl der Legionen um zwei vermehrt, und die schon von Domitian begonnene Grenzsperre energisch weiter geführt. Alle diese Maßnahmen hielten den Cäsar einstweilen am Rhein fest. Inzwischen trug man aber in Rom sehnliches Verlangen nach seiner Rückkehr. Denn auch hier gab es mancherlei zu thun und zu ordnen. Mit welcher Ungeduld die Ankunft des neuen Imperators erwartet wurde, zeigen besonders zwei um diese Zeit verfaßte Epigramme des Martial. Das eine lautet:

Den preis ich glücklich, dem vergönnt, zu schauen
Im Glanz der nordischen Sonne Romas Held.
Wann kommt der Tag, wo sich des Marsfelds Plan
Mit Menschen füllt, die Bäume man erklimmt,
Aus allen Fenstern Weiberköpfe schaun?
Wann wird des Staubs zu harren Wonne sein,
Der in der Ferne wirbelt, wann ganz Rom
Auf der Flaminschen Straße wartend stehn?
Wann naht der Reiter und im bunten Kleid
Des Nils braunfarbger Sohn, wann wird das Volk
Einstimmig rufen: „Sehet her, er kommt“?

Und in dem andern ruft der Dichter den Vater Rhein an, er möge nicht dulden, daß auffällige barbarische Hirten ihre Karren über seinen Rücken führten, sondern da er einmal die goldnen Hörner wiedergewonnen habe, als Römer an beiden Ufern dahinbrausen, den Trajan aber — so wolle es sein Herr, der Tiber — seinem harrenden Volke nach Rom zurückführen.

Nun schließt Müllenhoff so: Wenn Tacitus, der sich als Staatsmann in verschiednen hohen Stellungen bewährt hatte — er hatte eben erst im Jahre 97 nach dem Tode des als Krieger wie als Staatsmann und als Mensch gleich hochgeschätzten Virginius Rufus mit dem Nerva zusammen das Konsulat bekleidet, der überdies zu Trajan mindestens gute Beziehungen hatte, wenn er ihm nicht gar persönlich nahe stand —, wenn Tacitus gerade in dieser einigermaßen kritischen Zeit es unternahm, eine Schrift über Deutschland zu veröffentlichen, so müssen es schwerwiegende Gründe gewesen sein, die ihn dazu

veranlaßten. Und die am schwersten wiegenden waren natürlich politische. Er wird seinen Landsleuten, indem er ihnen eine Schilderung des deutschen Volks in seiner räumlichen Ausdehnung und in seiner ungebrochenen kriegerischen Kraft vorlegte, haben begreiflich machen wollen, daß Trajan, ehe er nach Rom zurückkehrte, erst die Reichsgrenze sichern wollte und mußte, und wird denen, die etwa nach einem Rachezuge gegen die Germanen Verlangen trugen — und es scheinen damals Leute genug in Rom gewesen zu sein, die den Krieg predigten —, haben zeigen wollen, welche Gefahren ein Germanenkrieg in sich schließe. Das alles läßt sich ja hören, und es ist möglich, daß dem Tacitus bei der Abfassung seiner Schrift ähnliche Gedanken durch den Kopf gegangen sind. Aber zwingende Kraft hat Müllenhoffs Schlußfolgerung keineswegs. In des Tacitus Darstellung finden sich keinerlei Warnungen vor einem Kriege, mag er auch die körperliche Rüstigkeit und die kriegerische Tüchtigkeit der Germanen mehrfach betonen und namentlich in einer Episode an den alten Cimbernscrecken erinnern. Überhaupt hat die Schrift keineswegs das Ansehen, als ob sie in der Erwartung oder der Befürchtung kriegerischer Ereignisse geschrieben sei, wie sie auch keinen Hinweis auf die Abwesenheit oder die Thätigkeit des Trajan enthält. Es ist also mindestens ebenso gut denkbar, daß Tacitus nicht als Politiker, sondern als Historiker — ein Beruf, für den er durch die Abfassung der Biographie seines Schwiegervaters Agricola seine Befähigung schon glänzend erwiesen hatte — ans Werk gegangen ist. Lange hatte man in Rom nichts Authentisches mehr über die Zustände innerhalb der Germanenwelt vernommen. Die Schrift des Plinius über die germanischen Kriege, unter Claudius begonnen und unter Nero vollendet, war wohl schon ein wenig veraltet, auch der Aufstand des Civilis lag nun schon beinahe dreißig Jahre zurück, und von den unsinnigen Germanenzügen des Domitian durfte nur berichtet werden, was dem Herrscher gefiel, wie denn überhaupt unter Domitians Schrecken Herrschaft alle litterarische Thätigkeit gänzlich ruhte. Nun war in der That der Augenblick gekommen, wieder einmal über Deutschland etwas zu sagen. Der Kaiser blieb an der Grenze, kriegerische Verwicklungen standen nicht gerade in Aussicht, waren aber auch nicht gänzlich ausgeschlossen, jedenfalls war in Rom damals von Germanien viel die Rede. In solchen Zeiten pflegt überall das Publikum nach Mitteilung und Aufklärung begierig zu sein. Wie viele Schriften — um nur an das nächstliegende zu erinnern — sind in Deutschland vor und in dem Verlaufe der chinesischen Wirren über Land und Leute in China erschienen, und kaum geringer an Umfang dürfte die deutsche Litteratur über Südafrika sein, obwohl uns der Burenkrieg unmittelbar nichts angeht. So mag es damals auch in Rom gewesen sein: stand auch kein Krieg in Aussicht, so war doch an der Ostgrenze seit längerer Zeit wieder einmal etwas los; dem dadurch entfeffelten Sensationsbedürfnis mag Tacitus durch die Veröffentlichung seiner mutmaßlich längere Zeit vorbereiteten Broschüre entgegengekommen sein. Diese Erwägungen reichen aus, die Publikation der Germania in den damaligen Zeitläuften zu erklären, und man braucht nicht erst politische Motive herbeizuziehen. Aber wie dem auch sein mag, ob der

Politiker, oder was wahrscheinlicher ist, der Historiker die Feder führte, jedenfalls war in der Lage der Dinge ein ausreichender Anlaß gegeben, die Blicke der Römer wieder einmal nach Deutschland zu lenken und die Zustände dieses damals so merkwürdigen Landes gründlich zu beleuchten.

Daß schon vor Tacitus verschiedene Schriften über Deutschland erschienen sind, ist allgemein bekannt. Cäsars Bericht über Gallier und Germanen kennt jeder, der die *Tertia* eines Gymnasiums besucht hat. Livius hat aus guten Quellen — er war am Julischen Hofe wohlgefiten und ein besondrer Günstling der Livia — die Feldzüge des Drusus in Germanien dargestellt. Aber diese Bücher, es sind die letzten seines großen Geschichtswerks, sind verloren gegangen, und es sind nur noch kümmerliche Inhaltsangaben davon übrig, wozu dann freilich noch die Reflexe bei Dio Cassius kommen, der fast zweihundert Jahre später geschrieben und aus Livius geschöpft hat. Des Livius Geschichtswerk wurde fortgesetzt von dem kenntnisreichen Aufidius Bassus, dann folgt das schon erwähnte Werk des Plinius über die germanischen Kriege, das wichtiger als alle seine Vorläufer schon deswegen war, weil Plinius, da er bei der römischen Reiterei in Deutschland gedient hatte, Land und Leute aus eigener Anschauung kannte. Alle diese mit Ausnahme der Kommentarien Cäsars verschwundenen Schriften wird natürlich Tacitus gekannt haben, den Cäsar nennt er bekanntlich in seiner Germania und bezeichnet ihn als den *summus auctor*, aber eigentlich benutzt für seine Darstellung hat er sie außer dem Plinius schwerlich. Daß er auch Plinius großes naturgeschichtliches Werk herangezogen hat, beweist die bekannte kleine Episode über den Bernstein, die offenbar aus Plinius geschöpft ist. Noch andre heute verlorne Schriften mögen unserm Autor bei seiner Arbeit vorgelegen haben: wenn er gelegentlich irrige Angaben bekämpft oder bezweifelt, mag er sich auf ältere uns unbekannte Geschichtsschreiber oder Archäologen beziehen. Aber im ganzen steht Tacitus in seiner Darstellung offenbar auf eignen Füßen. Nicht die Vergangenheit will er schildern, sondern er will, wie Müllenhoff mit Recht hervorhebt, darstellen, wie es zu seiner Zeit in Deutschland aussah.

Wenn nun aber Tacitus unzweifelhaft mehr von Deutschland weiß als alle seine Vorgänger, so entsteht die Frage, woher denn seine überlegene Kenntnis stammt. Ist er etwa wie Plinius selbst in Deutschland gewesen? Das ist schon früh behauptet und auch von Neuern wiederholt worden, und in der That klingen manche der in der Germania vorkommenden Angaben so, als ob sie von einem Augenzeugen herrührten. Aber wenn dem so wäre, wenn Tacitus wirklich das von ihm beschriebne Land aus eigener Anschauung sei es als Soldat, sei es als Beamter kennen gelernt hätte, so würde er kaum unterlassen haben, seinen Lesern dies an irgend einer Stelle seiner umfangreichen Schriften zu verraten. Nun aber gibt es keine Stelle in den Werken des Tacitus, aus der man schließen könnte, daß er das Land jenseits und diesseits des Rheins betreten habe. Er sagt freilich auch nicht das Gegenteil, und die meisten seiner Äußerungen werden, wie gesagt, mit der Gewißheit eines Augenzeugen gemacht. Aber darin folgt der Autor nur der Weise, die bei der

römischen Geschichtschreibung üblich ist. Wer sich z. B. die Kapitel des Agricola (X bis XI) ansieht, in denen die Lage, die Natur und die Bevölkerung Britanniens beschrieben wird, könnte ebenfalls meinen, daß hier ein Augenzeuge rede, obwohl man gar keinen Grund zu der Annahme hat, daß Tacitus jemals die feuchte Luft Britanniens, von der er redet, geatmet hat. Diese Indizien verstärkt Müllenhoff noch durch ein weiteres Argument, das ebenso überraschend wie überzeugend wirkt und in seiner Einfachheit an das Ei des Kolumbus erinnert. Im 23. Kapitel der Germania berichtet Tacitus unter anderm, daß die Nahrung der Germanen für gewöhnlich aus ländlichen Früchten (*agrestia poma*), aus frischem Jagdwild und geronnener Milch bestanden habe. Konnte jemand, fragt nun Müllenhoff, der Deutschland und die Deutschen aus persönlichem Verkehr kannte, wirklich so etwas schreiben? Gewiß nicht. Denn was kann unter den auf deutschem Boden gewachsenen *agrestia poma* verstanden werden? Nichts anderes als wilde Äpfel, Holzbirnen, Eichen, Bucheckern, Nüsse, Schlehen und andre Beerenfrüchte. Der gleichen hat aber schwerlich zu der täglichen Nahrung der Germanen gehört, die zur Zeit des Tacitus schon den Ackerbau kannten. Man mag, wie Müllenhoff richtig bemerkt, mit solchen Früchten die Schweine gefüttert haben, die Menschen, die damals den Boden Germaniens bewohnten, werden nur im äußersten Notfall zu solcher Nahrung gegriffen haben, die überdies nur den kleinsten Teil des Jahres zu haben ist. Wie kommt denn nun Tacitus zu einer so unglaublichen Angabe? Offenbar so: er wollte sagen, daß die Germanen sich im Gegensatz zu den verwöhnten Römern mit der einfachsten Nahrung begnügten. Dazu rechnete man in Italien natürlich die genießbaren und wohlgeschmeckenden Früchte des Südens, die Äpfel, Birnen, Feigen, Pfirsiche, Trauben usw. Vom Seneca erzählt Tacitus selbst, er habe aus Furcht vor Vergiftung nur frisches Obst — *agrestia poma* — genossen. Es ist klar: Tacitus hat, als er dies schrieb, nicht an den gewaltigen Unterschied zwischen italischer und germanischer Landeskultur gedacht, sondern einfache italische Zustände auf germanische übertragen. Der Rhetor ist hier mit dem Historiker durchgegangen, das aber wäre nicht möglich gewesen, wenn Tacitus jemals am Tische eines freien Germanen gespeist hätte.

Die genaue Kenntnis der germanischen Zustände, die die Schrift des Tacitus offenbar bekundet, stammt also nicht aus eigener Anschauung, sondern aus andern Quellen. Römische Beamte und Offiziere werden es gewesen sein, die dem Geschichtschreiber ihre an der Rheingrenze erworbenen Kenntnisse zur Verfügung stellten. An solchen Bekanntschaften konnte es dem Tacitus in seiner Stellung nicht fehlen. Der schon genannte Virginius Rufus, der jahrelang an der Ostgrenze des Reichs als Befehlshaber gewirkt hatte, war ihm befreundet — ihm hat Tacitus im Jahre 97 die vielgerühmte Leichenrede gehalten —, der Prokurator von Belgien, Cornelius Tacitus, war mutmaßlich dem Schriftsteller nahe verwandt, schließlich mag ihm auch aus der Umgebung Trajans selbst brauchbares Material zugegangen sein. Sicherlich bestand zwischen den großen Lagern am Rhein und der Hauptstadt des Reichs von

jeher ein ununterbrochener Verkehr, Beamte und Offiziere kamen und gingen; germanische Söldner dienten schon damals in den römischen Heeren, und auch Abgesandte germanischer Völkerschaften waren keine Seltenheit in Rom. Man brauchte nicht erst Deutschland zu bereisen, um sich über des Landes Brauch und Sitte zu unterrichten.

Somit kann des Tacitus Bericht als eine Geschichtsquelle ersten Ranges gelten. Der Autor hat darin ein Bild des germanischen Lebens gegeben so getreu, als in jenen Zeiten nur möglich war, viele seiner Nachrichten sind durch die Zeugnisse der altgermanischen Dichtung und andre Überlieferungen bestätigt worden. Auf die fragwürdigen Angaben der römischen Gelehrten läßt sich Tacitus selten ein, durch eine einschränkende Bemerkung, wie *memorant* oder *quidam opinantur*, bezeichnet er sie gewöhnlich als unverbindliche Hypothesen; wo er selbst nichts genaueres hat ermitteln können, setzt er wohl im offenen Eingeständnis seiner Unkenntnis ein *parum comperi*, und der letzte Satz der Germania beginnt mit den Worten *cetera iam fabulosa*, um mit der Bemerkung: *quod ego ut incompertum relinquam* zu enden. Wenn seine Angaben mehrfach von denen Cäsars abweichen, so hat man wohl diesen die größere Glaubwürdigkeit zugeschrieben, weil Cäsar ja mit den Germanen persönlich in enge Berührung gekommen ist, oder sich mit der Annahme geholfen, daß während der hundertfünfzig Jahre, die zwischen den Kommentarien Cäsars und der Germania des Tacitus liegen, in dem Glauben und der Sitte der Germanen wesentliche Änderungen eingetreten seien. Damit will man unter anderm die abweichenden Berichte über die Religion der Germanen erklären, die Cäsar bekanntlich als einen reinen Naturdienst schildert, bei dem die Sonne, der Mond, das Feuer verehrt worden seien, während Tacitus schon manche der auch sonst beglaubigten Einzelgötter, den Wodan, den Donar, den Ziu, die Nerthus kennt. Dem gegenüber macht Müllenhoff erstens mit Recht geltend, daß so tief gehende Änderungen in der Denkweise eines Naturvolks einen größeren Zeitraum verlangen als den von ein- bis zweihundert Jahren; dann führt er den Beweis, daß die Kenntnis des Tacitus von den deutschen Angelegenheiten nicht nur umfangreicher, sondern auch gründlicher als die Cäsars gewesen sei. „Tacitus, sagt er, hat die reife, langjährige Kenntnis für sich, bei jenem liegt der Beginn der Berichterstattung vor.“ Cäsar, sagt er weiter, habe eingehende Studien über Deutschland weder machen können, noch machen wollen; in dem ausführlichen stark politisch gefärbten Bericht über seine gallischen Feldzüge seien die Angaben über die rechtsrheinischen Nachbarvölker nur eine kurze Episode, überdies habe er sich viel zu sehr auf die nicht immer zuverlässigen Mitteilungen seiner gallischen Umgebung verlassen. Aus solchen Quellen wird auch wohl die famose Jagdgeschichte von dem Elchtier geflossen sein, von dem Cäsar ganz unbefangen erzählt, es sei ohne Gelecke, halte deswegen gegen einen Baumstamm gelehnt stehend seine Nachtruhe und werde dann durch Umsägen oder Ausgraben des stützenden Baumstamms zu Falle gebracht und gefangen. Kurz, Cäsar, meint Müllenhoff, hat an der Germanenwelt nur ein flüchtiges Interesse genommen, wogegen Tacitus

sie wirklich studiert hat. Auch das ist endlich noch in Anschlag zu bringen, daß die Sueven, die Cäsar bei seinen Nachrichten hauptsächlich im Sinne hat, damals noch keine festen Wohnsitze hatten, sondern unstet umherschweiften und mit den anwohnenden Völkerschaften dauernd im Kriege lagen.

Daß auch des Tacitus Nachrichten nicht immer zuverlässig sind, ist ohne weiteres zuzugeben und leicht begreiflich. Er war schließlich auch abhängig von seinen Gewährsmännern, und wie mangelhaft mögen oft die Berichte, die ihm zukamen, gewesen sein, wie wenig wußte man dazumal noch von den Zuständen des östlichen und des nördlichen Germaniens. Manches kommt freilich auch auf Rechnung des Tacitus selbst. Einen solchen Fall haben wir schon kennen gelernt, ein andermal übertreibt unser Autor bei der Schilderung der viel gerühmten germanischen Gastfreundschaft, die doch eigentlich nur gegen Volksgenossen geübt wurde; die altgermanische Zeremonie des Brautkaufs vollends hat er entweder gründlich mißverstanden, indem er Kaufpreis und Morgengabe verwechselte, oder absichtlich umgedeutet, um ein effektvolles Bild der germanischen Ehe in ihrer Strenge und Reinheit gegenüber der römischen Lage zu geben zu können. Solche Schilderungen ließen sich leicht zu kleinen rhetorischen Schaustücken ausgestalten und mit einer prägnanten Sentenz in wirksamer Weise abschließen.

Die Kenntnis der Germania des Tacitus ist wie die seiner andern Werke frühzeitig geschwunden. Daß sie aber noch im sechsten Jahrhundert lebendig war, beweist eine Stelle aus den Briefen des Cassiodor, des bekannten Geheimschreibers Theodorichs des Großen, aus dessen Feder die zahlreichen noch jetzt erhaltenen Erlasse und Briefe des Gotenkönigs stammen. Die Ästyer, die Vorfahren der heutigen Esten, hatten gleich vielen andern Völkern von nah und fern einmal eine Gesandtschaft an Theodorich geschickt und ihm durch diese als Geschenk eine Probe des berühmten Erzeugnisses ihres Landes, nämlich einige Stücke Bernstein, überandt. Auf die Frage aber, woher denn das kostbare Mineral stamme, erklärten sie, daß sie nichts davon wüßten. Da ergreift denn Cassiodor die Gelegenheit, in dem Dankschreiben, das er wie immer abzufassen hatte, dem fremden Volke einige Belehrungen über die Natur des Bernsteins zu geben, und zwar mit Berufung auf Tacitus — quodam Cornelio describente. „Wir sind der Meinung gewesen, euch dieses mitteilen zu sollen, damit ihr nicht etwa glaubt, es entziehe sich unsrer Kenntnis, was ihr als verborgenes Eigentum zu haben wähnt“ — mit diesem pomphaften Hinweis auf die überlegene Weisheit des allmächtigen Gotenkönigs schließt das merkwürdige Schriftstück. Doch dies nebenbei; die Hauptsache ist, daß zu Theodorichs Zeit die Germania noch nicht vergessen war. Dann aber schwindet für einen längern Zeitraum jede Spur unsrer Schrift. Erst im neunten Jahrhundert findet man sie wieder, und zwar im Kloster Fulda, wo ein Mönch Namens Rudolf in einer seiner Schriften, der *translatio S. Alexandri*, ein paar Kapitel der Germania wörtlich zitiert. Das Kloster Fulda muß also damals eine Handschrift der Germania besessen haben, wenn nicht Rudolf etwa, wie das öfter vorkam, aber in diesem Falle nicht wahrscheinlich ist, sie

aus einem benachbarten Kloster entliehn hatte. Eine weitere Handschrift der Germania war im Mittelalter in der Bibliothek des hochberühmten Klosters Corvey vorhanden, und man kann annehmen, daß sie eine Abschrift der Fuldenser gewesen ist. Sie ist aber mit den andern Schätzen des Klosters, die zum unersetzlichen Schaden für die Wissenschaft durch die Ungunst der Zeiten in alle vier Winde zerstreut oder vernichtet worden sind, verloren gegangen. Eine Abschrift davon ist aber schon im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien gelangt, woraus alle die Handschriften stammen, in denen der Text der Germania vorliegt. Wie diese Verpflanzung zustande kam, ist merkwürdig genug und soll deshalb in Kürze mitgeteilt werden. Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Wellen des Humanismus in Italien zu fluten begannen, hatte man dortzulande angefangen, auf Handschriften römischer Autoren Jagd zu machen. Der berühmte Humanist Francesco Poggio unternahm im Jahre 1414 mit Unterstützung und im Auftrage des Florentiner Nobile Nicolaus de Nicolis eine förmliche Forschungsreise durch Deutschland und brachte auch mehrere bis dahin in Italien unbekannte Schriften, darunter höchst wertvolle, nach Italien zurück. Bald nahmen sich auch die Päpste der Sache an. Von Nikolaus V. (1447 bis 1455) wurde ein gewisser Enoch von Ascoli nach Frankreich und Deutschland gesandt, Handschriften zu sammeln und nach Italien zu bringen. Dem Deutschmeister Ludwig von Erlichshausen wies er ein Schreiben des Papstes vor, worin es hieß, Seine Heiligkeit wünsche, daß ein Buch weggeschafft würde (*surripiatur*), damit eine Abschrift davon genommen werde. Das fragliche Buch ist aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, sicherlich die Germania, nach der schon Poggio vergeblich geforscht hatte, und die Bücherei, der sie angehörte, sicherlich keine andre, als die des Klosters Corvey. Daß es dem Abgesandten gelungen ist, seinen Auftrag auszuführen, ist schon bemerkt worden, und unmöglich ist es nicht, daß er noch weiter gegangen ist, als sein Auftrag lautete, und die Handschrift selbst entführt hat. Im Jahre 1470 erschien die Germania zum erstenmal in Venedig im Druck, zusammen mit einigen andern Taciteischen Schriften, dann gesondert 1473 in Nürnberg.

Ähnlich wie der Germania ist es auch einer Handschrift der Taciteischen Annalen ergangen, die zu den Schätzen des Klosters Corvey gehörte. Sie wurde im Jahre 1508 gestohlen und nach Italien gebracht. Papst Leo X. soll dem Überbringer 500 Dukaten dafür gezahlt haben. Wahr oder nicht, jedenfalls hat Leo aus dem Diebstahl kein Hehl gemacht; es existiert noch jetzt ein Schreiben von ihm an den Erzbischof Albrecht von Mainz, worin erwähnt wird, daß die ersten fünf Bücher der Kaisergeschichte des Tacitus durch Diebstahl entwandt und durch viele Hände gegangen wären, bis sie zuletzt in die seinigen gelangt seien. Leo hat die Unterschlagung, deren er sich schuldig wußte, später in eigner Weise wett gemacht: er hat dem deutschen Kloster ein schön gebundnes Exemplar der eben erst (1515) im Druck erschienenen Handschrift gesandt und ihm zugleich einen ewigen Ablass gewährt — das ist dieselbe humorvolle Deferenz, die ein anderer Leo, nämlich Leo XIII.,

bewieſen hat, als er der Univerſität Heidelberg zu Ehren ihrer letzten Säkularfeier ein Verzeichniß der Bücher und Handſchriften überreichen ließ, die aus der Palatinischen Bibliothek — man weiß ja wann und auf welche Weiſe — nach Rom gelangt und dort verblieben ſind. An die erwähnte Handſchrift der Annalen, die jetzt in Florenz iſt, hat offenbar Guſtav Freytag gedacht, als er ſeinen Roman „Die verlorne Handſchrift“ entwarf.

Weimar

f. Kunze



Kursächſiſche Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meißen

2. Auf den Spuren Karls V. und Johann Friedrichs des Großmütigen



Es war an einem ſchönen Julitage, die Luſt zitterte in lichtflutenden Schwingungen über den Getreidepuppen der Felder, und der Horizont erſchien in durchſichtiger Klarheit, als wir auf der von Strehla nach Pauſnitz und Schirmitz führenden Straße dahinwanderten. Zur Linken hatten wir den waldigen Abhang des Dürren- und Lattenberges (175 Meter), zur Rechten den Blick auf die grüne Elbaue, die ſich hier etwa 90 Meter über den Spiegel der Oſtſee erhebt. Die Landſchaft trägt weit und breit dasſelbe etwas eiförmige Gepräge der Übergangsformation vom Meiſner Hochlande zum norddeutſchen Flachlande. Und doch waren wir in der gehobnen Stimmung, die den beobachtenden und denkenden Menſchen immer ergreift, wenn er ſich den Schauplätzen weltgeſchichtlicher Entſcheidungen naht. Wir wanderten nämlich dieſelbe Straße, auf der Karl V. am 24. April 1547 ſeinen Anmarsch zur Mülhberger Schlacht ausgeführt hatte, und es war unſer Vorſatz, heute auch weiterhin deſſelben Pfades zu ziehen, auf dem damals ſein buntgeſchichtetes Heer gezogen war bis zu dem Punkte, wo ſein unglücklicher Gegner, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, am Abend deſſelben Tages geſchlagen und geſangen wurde. In der feſten Überzeugung, daß der Schauplatz großer Ereigniſſe oft vernehmlicher und deutlicher zum Beobachter ſpreche als die beſte moderne Schlachtenschildrung, wollten wir an der Hand der älteſten Überlieferungen über die Kämpfe um Mülhberg ſorgſam das Gelände betrachten und ebenſo ſorgſam alle die Spuren ſammeln, die der Zug des Kaiſers und ſein Aufenthalt an der Elbe etwa noch in der Erinnerung der Bewohner oder in andern Denkmälern zurückgeſaſt haben.

Das Landſchaftsbild hat ſich hier, wo man weder das Geleiſe einer Eiſenbahn noch ſtarke Anzeichen moderner Großindurie ſieht, ſeit den 350 Jahren, die uns von der Zeit des Schmalkaldiſchen Kriegs trennen, kaum verändert. Aber Himmel, Luſt und Licht machten am Sonntage Miſericordiasdomini 1547 einen weſentlich andern Eindruck, denn wir wandern hier längs der abgeernteten Wiefen und Felder unter dem azurnen Blau eines heißen Sommerhimmels, Karl V. und ſein Heer aber zogen unter ſchwerer, bleigrauer Wolkendecke und bei dichtem Nebel dahin an Wiefen und Feldern, auf denen die erſten Frühlingsblumen und die junge Saat ſproſten. Und das war ein großer Vorteil für das kaiſerliche Kriegsvolk; denn es hatte, als es die Dörfer Pauſnitz und